

An impressionistic painting of a woman's face and shoulders. She has dark, wavy hair and is looking slightly to the left. Her face is rendered with soft, blended colors, including shades of green, blue, and red. She is wearing a light-colored garment with a floral pattern in red and blue. The background is a mix of green and blue tones.

ULRIKE LADNAR

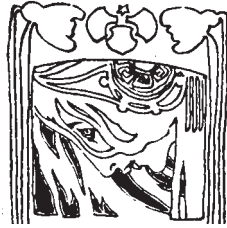
Wiener Herzblut

Ein historischer Kriminalroman

Original

GMEINER





ULRIKE LADNAR
Wiener Herzblut

MÄDCHENMORDE Wien am Vorabend des 1. Weltkrieges. Der rätselhafte Tod einer jungen Studentin der Philosophie beschäftigt die Wiener Polizei. Sophia von Wiesinger, Jurastudentin und Tochter des leitenden Ermittlungsbeamten, versucht, das rätselhafte Ableben ihrer Freundin auf eigene Faust aufzuklären. Bei ihrer Suche nach Hinweisen im gemeinsamen Freundeskreis stößt sie auf geheimnisvolle Zusammenhänge. Es kann jedoch nicht abschließend herausgefunden werden, ob Sophias Freundin Selbstmord begangen hat oder Opfer eines Mordes geworden ist. Im Frühsommer des nächsten Jahres absolviert Sophia ein juristisches Praktikum bei der Polizei in einem der Außenbezirke Wiens. Im Laufe ihrer Tätigkeit wird sie erneut mit dem Tod einer schönen jungen Frau konfrontiert: Die Tochter eines Tuchhändlers wird ertrunken in einem Donauarm aufgefunden. Zu Hause erzählt Sophia ihrem Vater und dessen Kollegen von dem Fall. Dabei entdecken die beiden Fachleute nicht nur verblüffende Gemeinsamkeiten zwischen den beiden auf den ersten Blick so unterschiedlichen Todesfällen. Ihnen wird auch klar, dass dies nicht die einzigen Fälle sind, die zu dem Muster passen ...



Ulrike Ladnar wurde in Baden bei Wien geboren und wuchs in Baden-Württemberg auf. Sie war Gymnasiallehrerin und Lehrerausbilderin in Frankfurt am Main, heute arbeitet sie als Autorin von Unterrichtsmaterialien zum Literaturunterricht. Mit »Wiener Herzblut« er-scheint ihr erster Roman.

ULRIKE LADNAR

Wiener Herzblut

Historischer Kriminalroman

Original

GMEINER



Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2012 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 07575/2095-0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2012

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Christoph Neubert
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung des Bildes »Porträt einer Dame« von Gustav Klimt;
http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Gustav_Klimt_061.jpg?use-lang=de
Druck: Bercker Graphischer Betrieb GmbH & Co. KG, Kevelaer
Printed in Germany
ISBN 978-3-8392-3855-4

Ein Sinn

*Wird nur von dem gefunden, der ihn sucht.
Es fließen ineinander Traum und Wachen,
Wahrheit und Lüge. Sicherheit ist nirgends.
Wir wissen nichts von andern, nichts von uns;
Wir spielen immer, wer es weiß, ist klug.
(Arthur Schnitzler, Paracelsus)*

Wie das Geschick doch manchmal von Zufällen abhängt, von Kleinigkeiten, deren Existenz einem nicht einmal bewusst ist. Natürlich sind unsere Eltern sich gesellschaftlich gelegentlich begegnet und hätten auch wir uns ohne dieses eine unbedeutende Detail, das mein Leben so entscheidend bestimmt hat, kennengelernt und hie und da gesehen. Schließlich war Ferdinands Vater einer der bekanntesten Maler der Jahrhundertwende und mein Vater einer der einflussreichsten und ranghöchsten Beamten in der Justizverwaltung des Reiches, der sich längst nur noch selten persönlich eines Kriminalfalls annahm; Nachbarn waren unsere Väter überdies. Aber deswegen wäre Ferdinand mir nie zum Schicksal geworden. Das lag allein an dem zufällig einmal, vielleicht durch die Nachlässigkeit eines Gärtners, entstandenen kleinen Loch an einer Stelle zwischen den niedrigen Stämmen der mächtigen Buchsbaumhecke, die unsere Grundstücke trennte und durch das wir uns vom frühesten Kindesalter an wahrnahmen, sahen, liebten. Als kleine Kinder konnten wir mühelos durchkriechen und

in einer Ecke seines oder unseres riesigen parkähnlichen Gartens unbemerkt spielen, bis jemand nach uns rief und wir uns trennen mussten. Warum wir schon als Kinder unsere Freundschaft geheim hielten, weiß ich nicht mehr, aber das Geheimnis erhöhte ihren Wert.

In dem Loch in der Buchsbaumhecke hinterließen Ferdinand und ich häufig kleine Geschenke, Kekse, Spielzeugteile, Bilderbüchlein oder Fundstücke des letzten Beisammenseins, Steine, Schneckenhäuser, Blumensträußchen. Später, wir wurden größer, arbeiteten wir zuerst mit unseren kleinen Händen, dann mit Scheren, Laubsägen, später Gartenscheren daran, dass das Loch mit uns wuchs, sodass wir immer gerade noch durch das Buchsbaumheckenloch passten. Statt kleiner Geschenke legten wir vorsichtig Zeichen aus; rote Murmeln hießen, dass man keine Zeit hatte, grüne verhiessen die Möglichkeit eines heimlichen Treffens. Noch später verriet die Zahl der grünen Murmeln die dafür vorgesehene Uhrzeit.

Niemand stand mir im Leben je so nahe wie Ferdinand.

Und ich machte mir immer Sorgen um ihn. Sein Vater war früh aus der stillen Villa, dem Elternhaus seiner Frau, in dem diese ihr ganzes Leben verbracht hatte, in ein helleres Haus mit viel Licht ausgezogen, ein Atelier, wie es hieß, um den gesellschaftlichen Schein zu wahren. Nur selten noch besuchte er Frau und Sohn. Zwei Bilder, die er von Ferdinand gemalt hatte, wurden weltberühmt. ›Der Knabe im roten Samtanzug‹ zeigt den Vierjährigen, großäugig, verträumt, mit einem Stofftier im Arm, ›Der Knabe mit der Trommel‹ den Neunjährigen als kleinen Soldaten

mit einer um die schmale Taille geschnallten Riesentrommel, seltsam starr schwingt er den Schlägel. Ein späteres Bild gibt es nicht.

Ferdinand wuchs sehr frei auf, seine Mutter förderte alle seine musischen Talente, wenn sie gelegentlich ihr Klavierspiel unterbrach, was immer seltener wurde. Sie war eine in Kennerkreisen geschätzte Pianistin, die aber öffentliche Auftritte mied. Kinderfräulein, Gouvernanten, später ein Hauslehrer kümmerten sich pflichtbewusst um ihn, aber ihre Zuneigung war nur professionell.

War Ferdinand vor allem der Sohn einer Mutter, war ich die Tochter eines Vaters. Denn meine Mutter starb früh, im Jahre 1900, ich war kaum sechs Jahre alt. Mein Vater liebte mich, aber was ein Kind wirklich an Anteilnahme für seine in den Augen von Erwachsenen unbedeutenden Kümmernisse benötigte, verstand er nicht. Was war schon das abgerissene Ohr eines Plüschtiers im Vergleich zu den Morden, deren Aufklärung er damals seine Zeit widmen musste.

So waren wir eigentlich beide einsam in unseren großen Häusern und Gärten, geliebt zwar, aber nicht wirklich wichtig für die, die uns liebten. Über die Treffen zwischen Ferdinand und mir wehten Klavierklänge, die anzeigten, dass niemand ihn vermisste, und wir konnten das geschäftige Treiben in meinem väterlichen Haus hören, das immer mit Dienern und Mägden, Kollegen, Untergebenen und Gästen bevölkert war. Und so wuchsen wir zusammen; alles wusste ich von ihm, alles er von mir.

Mein erstes Geheimnis hatte ich vor Ferdinand, als ich mit dreizehn Jahren entdeckte, dass meine Liebe zu mei-

nem Nachbarskind keine kindliche Geschwisterliebe mehr war, sondern zu der Liebe einer jungen Frau zu einem jungen Mann geworden war. Dies versuchte ich umso angestrender vor ihm zu verbergen, je tiefer sich der heranwachsende Ferdinand selbst in verwirrende Liebesdinge verstrickte, mich wie gewohnt als Beichtmutter nutzend.

Allmählich wurden wir erwachsen, ich in dem frauenlosen Haushalt meines Vaters, Ferdinand in dem männerlosen Haushalt seiner Mutter. Ferdinand suchte früh nach Möglichkeiten, seine eigene Kreativität zu leben, die er nicht in der Farben- und Formenwelt seines Vaters und nicht in der Welt der Töne seiner Mutter suchte, sondern in der Welt der Worte. In den Kaffeehäusern der Stadt, dort, wo sich die Literaten trafen, saugte er Worte auf, Atmosphäre, Stimmungen. Der Siebzehnjährige mit den bekannten Eltern, der sich zum Dichter berufen fühlte, war bald wohlgelitten im Kreise der Großen, die Wunderkindern immer zugetan waren. Er verehrte am meisten Arthur Schnitzler, dem er seine ersten Schreibversuche zukommen lassen wollte. Manchmal, selten, begleitete ich ihn, aber seine Welt war nie die meine. So saß ich scheu und stumm da und hörte mit offenen Ohren zu, wie da in den Olymp gehoben oder aus ihm geworfen wurde. Vor allem Hermann Bahr war ein schneller, manchmal vorschneller, sehr mächtiger Kritiker. Ich war nie sicher, ob aus seinen Urteilen nicht auch die Kränkungen flossen, die er angesichts seines nicht herausragenden, sondern eher durchschnittlichen literarischen Talents in sich fühlte – er, der Größe auf einen Blick witterte, sollte sie nicht in sich haben? In der wortgeschwängerten feinen Luft Wiens kämpften viele der jungen Dichter, fast allesamt Söhne aus

gutem Hause, darum, die Nachfolge der inzwischen etablierten Dichter des Jungen Wien anzutreten.

Dabei war ich damals nicht so unbeholfen und ungraziös, wie ich den jungen Dichtern erscheinen mochte. Zu Hause begann ich bereits, die Gastgeberin für die zahlreichen Empfänge und Soireen meines Vaters zu spielen und unterhielt mich durchaus angeregt und gerne mit seinen Gästen, meistens Juristen, Kriminalisten, Politiker, Journalisten, aber auch Philosophen, Psychologen und Professoren unterschiedlichster Fachgebiete. Ihre Themen waren mir von Kindheit an vertraut und wichtig: politische Krisen und Gerüchte, Kriegsgefahren, aktuelle und ungelöste Kriminalfälle, Kriminalität in all ihren Formen und ihre Ursachen, die Situation in den Gefängnissen des Reichs und das Schicksal entlassener Strafgefangener. Dass ich mich an der Universität für Jurisprudenz einschrieb, erstaunte Ferdinand immer wieder, es war aber nur folgerichtig und ganz im Sinne meines Vaters, der stets lebte, was er dachte. Und er dachte, dass ein kluges Mädchen dasselbe Recht auf eine Ausbildung habe, wie ein kluger Sohn es hätte. Freigeist und Sozialist, der er war, war er auch fest davon überzeugt, dass die Gesellschaft diejenigen Mitglieder, die sie durch verweigerte Möglichkeiten kriminell gemacht habe, wieder integrieren müsse, und das tat er denn auch in unserem eigenen Haushalt, in dem wir nur entlassene Strafgefangene arbeiten ließen, für mich als die junge und unerfahrene Hausfrau eine ständige Herausforderung. War verlegt, was fehlte, oder war es gestohlen?

»Das kann dich doch wirklich nicht interessieren«, unterstellte Ferdinand mir immer, wenn wir auf mein Stu-

dium zu sprechen kamen, und meinem Widerspruch traute er nicht, aus tiefverwurzeltem Misstrauen dagegen, dass das reale äußere Leben fesselnd sein könne. Die ›Wirklichkeit der Straße‹ empfand er der ›Wirklichkeit der Seele‹ als weit unterlegen. So hatte er es von Bahr gelernt.

Irgendwann sahen wir uns seltener, unsere Wege gingen in zu verschiedene Richtungen, unsere innere Nähe hingegen blieb erhalten wie die zwischen Geschwistern, die als Erwachsene weit voneinander entfernt in ihren eigenen Welten lebten, vielleicht sogar wie die zwischen Mutter und Kind, das, weit in der Welt umherirrend, gelegentlich zurückkommt und Heimat findet: Verständnis, Anteilnahme, wortlose Akzeptanz.

Der Hof war gleißend hell in der heißen Mittagssonne. Die lange und hohe weiße Wand reflektierte die Strahlen der Sonne und warf sie zurück auf die kleinen Steinchen, mit denen der Hofboden bedeckt war und die selbst weiß schimmerten und glitzerten. Man musste das Weiß für wirklich halten, selbst wenn man wusste, dass die Steine eigentlich grau waren, hellgrau, dunkelgrau, schiefergrau, aber das wusste man nur, ohne es wirklich glauben zu können angesichts des Glanzes, mit dem sie jetzt funkelten. Drei oder vier weiße Hühner scharrtten aufgeregt im Hof. Eine Bauernhütte mit weiß gekalkten Wänden stand gegenüber der Mauer. Erst allmählich waren die Augen bereit, die anderen Farben wahrzunehmen, die das Weiß störten und die die Hühner aufgescheucht haben könnten. Grün. Das Grün zweier südlicher Kübelbäume, das Grün der Tomatenpflanzen, die entlang der Mauer eingepflanzt waren. Rot. Das Rot der

Tomaten, die bereits reif an den Pflanzen hingen. Die rote Blutlache, die sich neben der linken Hand des am weiß gestrichenen Brunnen in der Mitte des Hofes lehnenen Mädchens ausgebreitet hatte, der rote Umriss eines Herzens, der auf die Brust des weißen Kleides des Mädchens gezeichnet war.

Das Mädchen war tot.

Dr. Sachtl sah das grausame Bild unverwandt an, zunächst die rote Blutlache, die sich nicht mehr ausbreitete und zusehends dunkler wurde. Das Blut war also bereits geronnen; später würde der Arzt ihm sagen können, wann das Mädchen gestorben war. Das Messer, mit dem sie sich die Pulsadern der linken Hand aufgeschnitten hatte, lag auf ihrer rechten Seite, auf dem Metall glitzerten einige Blutspuren wie Granaten auf Weißgold. Die rechte Hand des Mädchens schien entspannt in ihrem Schoß zu liegen, er berührte sie vorsichtig und betrachtete ihre Fingerkuppen. Ja, da auf dem Zeigefinger waren Blutspuren zu sehen; sie hatte also offensichtlich ihren Finger in das aus ihren Adern strömende Blut getaucht und noch vor ihrem Tod mit ihm das Zeichen des Herzens auf ihre Brust gemalt. Was wollte sie damit sagen? Und wem? Dr. Sachtl rief sich zur Ordnung. Der Zeitpunkt für Spekulationen war noch nicht gekommen. Erst musste er sich die Tote und den Tatort genauer betrachten. Das Mädchen war schön. Der Tod hatte ihr Angesicht, ihre ebenmäßigen, feinen Züge nicht entstellt. Lange konnte sie noch nicht tot sein, sie schien nur zu schlafen. Hatte sie ihre Augen im Sterben geschlossen, unwillkürlich oder absichtlich, um bei ihrem Sterben mit sich und dem Grund für ihren frühen

Tod alleine zu sein, den blauen Himmel über sich nicht sehen zu müssen, weil das Sterben dann doch unerträglich schwer geworden wäre angesichts von Himmel, Sonne, zwitschernden Vögeln, die ihre Bahnen zogen oder auf ihre Kübelbäume zusteuerten? Oder waren ihre Augen von einer der drei Personen geschlossen worden, die er jetzt in der runden Toröffnung, die vom Hof hinausführte, beieinanderstehen sah? Er nahm eine tränenüberströmte Frau wahr, aber man hörte sie nicht weinen, die Tränen schienen aus ihren Augen zu fließen, ohne dass sie noch die Kraft aufbringen konnte, sie durch ein Schluchzen zu begleiten, und zwei Männer, genauso stumm und wie versteinert. Eine Trauergruppe wie gemalt, gemeißelt, für immer festgehalten in ihrer unbeweglichen Fassungslosigkeit. Und kein Künstler war da, der ihnen das Arrangement für das nächste Bild, die nächste Skulptur nennen wollte. Voller Anteilnahme erhob sich Dr. Sachtl und schritt leise auf die Trauernden zu.

Hinter ihnen erblickte er durch das geöffnete Hoftor eine moderne und großzügige Jugendstilvilla inmitten eines gepflegten Parks. Der jähe Wechsel von der Atmosphäre eines winzigen südlichen bäuerlichen Anwesens zu der eines gehobenen Stadtpalais war unerklärlich. Dr. Sachtl stellte sich vor. Die vor ihm Stehenden reagierten nicht. Doch auch ohne dass sie es ihm gleichtaten, wusste er, dass es sich um Mutter, Vater und Bruder der schönen jungen Toten handeln musste. Diese ähnelte mit ihren feinen Gesichtszügen, ihrem klaren Teint mit seinem leichten Braun, wie nach einem Ferientag in der Sommer-sonne, und ihrem zarten Körperbau der Mutter, ebenso wie der verstörte Sohn. Der groß gewachsene, gut ausseh-

ende Vater schien nur die hellbraune Haarfarbe beigesteuert zu haben, zumindest was das Äußere betraf.

Dr. Sachtl sprach der Gruppe sein Beileid aus und sagte dann: »Gehen Sie bitte ins Haus; hier können Sie leider nichts ausrichten. Wir werden so schnell und unauffällig wie möglich arbeiten; in circa einer Stunde kommen wir dann zu Ihnen ins Haus zu einer ersten Unterredung.« Wieder reagierte niemand. Erst nachdem er mit hilflos ausufernder Geste zur Villa wies, bewegte sich die Familie langsam auf das Haus zu, wo ein älterer Diener auf sie wartete. Ihm erteilte Dr. Sachtl einige Anweisungen, er möge der Familie Kaffee, Tee, den Herren vielleicht auch einen Schluck Cognac oder was immer seiner Erfahrung nach den einzelnen Personen helfen könnte, servieren lassen, vielleicht nach dem Arzt telefonieren oder andere Familienangehörige oder enge Freunde informieren, er wisse sicherlich, was zu tun sei, auf jeden Fall solle die Familie zusammen im Haus bleiben, bis er später zu einem Gespräch käme. Er bat den Diener, dafür Sorge zu tragen, dass sich niemand mehr im Hof aufhalte, dort treffe bald der Polizeiarzt ein, er erwarte auch einige Kommissare zur Tatortsicherung und so weiter. Für die Familie sei es sowieso unerträglich anzusehen, wie die Tochter jetzt Objekt eines polizeilichen Falles werde, außerdem störe jeder Unbefugte die Ermittlungen nur. Der alte Diener schien zu durcheinander, um antworten zu können, immerhin aber nickte er zustimmend und öffnete die Tür zur Villa, hinter der die vier Personen jetzt verschwanden.

Nachdem Dr. Sachtl den mittlerweile angerückten Beamten und Spezialisten seine Anweisungen gegeben

hatte, ging er direkt zu Hofrat Dr. von Wiesinger, seinem Vorgesetzten und Freund, der nur wenige Straßen entfernt wohnte.

Im Spätherbst des Jahres 1913 hatte Ferdinand seine erste Novelle fertiggestellt. Sie hieß ›Die Beichte einer gefallenen Frau. Oder: Der eine Blick. Eine Novелlette‹. Das Thema schwebte sozusagen in der Luft der Stadt; Arthur Schnitzler hatte eine Dirne auf die Bühne gebracht, Sigmund Freud das Thema Sexualität unter den Daunendecken der bürgerlichen Schlafzimmer herausgekratzt und nach oben befördert, viele aufklärerische Schriften wurden verkauft oder heimlich weitergegeben, literarische Beichten aller Art waren beliebt.

Ferdinand erzählte mir, dass er seine Geschichte an Arthur Schnitzler geschickt habe, seinen ›Onkel Arthur‹, wie er ihn von klein auf nannte, denn natürlich kannte der Dichter den Sohn des Malers von Kindheit an. Ferdinand war nervös und gereizt, während er auf das Urteil des verehrten Dichters wartete. »Komm heute mit«, bat er mich, »ich kann mich dem Urteil nicht alleine aussetzen.«

Natürlich begleitete ich ihn ins Cafe Griensteidl. Arthur Schnitzlers Fahrrad stand vor der Tür, offensichtlich wollte der Dichter eine seiner beliebten Fahrradexkursionen unternehmen und vorher noch seinen jungen Freund treffen. Ihm einen Freundschaftsdienst erweisen.

»Ich kann da nicht hinein«, zögerte Ferdinand vor der Tür. »Sag du mir noch einmal, wie du meine Novelette findest.«

»Wir haben doch schon darüber gesprochen«, zauderte ich, »du weißt, dass ich nichts davon verstehe,

das habe ich dir bereits gesagt.« In Wirklichkeit fand ich die Erzählung befremdlich, wusste ich schließlich aus meines Vaters Erzählungen und denen seiner Kollegen einiges über das Leben der Prostituierten in den Vorstädten und entlang des Gürtels. Unsere langjährige Köchin war früher dort Prostituierte gewesen, bis sie nach einer Gefängnisstrafe wegen eines Raubdelikts bei uns in der Küche gelandet war. Ihre Andeutungen über das, was sie einst tat, hatten meine Vorstellungen vom Leben ›gefallener Frauen‹ konkretisiert, während Ferdinand das Milieu wohl eher aus Opern und der Literatur kannte. ›La dame aux camelies‹, diese Oper hat er sich während seines Schreibens mehrfach angesehen, und in einer wichtigen Szene seiner Erzählung prüft seine Heldin mit dem Finger, ob ihr Kamelienstrauch Gießwasser benötigte.

Die Frau unseres Kutschers stand übrigens auch einmal am Gürtel, und mein Vater, der nicht nur Verstand, sondern auch Herz und Tatkraft hatte, brachte sie nach einer Strafverbüßung wegen Diebstahls auch bei uns unter, als Küchenhilfe für unsere Köchin; und sie schien sehr zufrieden in unserem Haus zu sein, in unserer Küche. »Der warme Herd«, sagte sie mir oft, wenn ich in die Küche kam, »nicht draußen stehen müssen sommers wie winters, und immer gibt's was zu essen. Das ist Glück.« Sie war eine ruhige, etwas derbe Frau und schien ihrem Schicksal ergeben. An meinem Vater hing sie mit abgöttischer Dankbarkeit, von der auch auf mich etwas abfärbte. Als ich größer wurde, erzählte sie mir manchmal etwas von der Kälte, der Brutalität und dem Hunger auf der Straße. »Aber sagen S' dem Herrn Papa nicht, dass ich vor Ihnen

davon spreche«, bat sie dann, »der schmeißt mich sonst am End' noch raus.«

»Keine Sorge«, beruhigte ich sie dann immer. Natürlich wusste mein Vater, dass sie mit mir über ihre Vergangenheit sprach, und natürlich hatte er nichts dagegen. Nach seinem Erziehungskonzept sollte ich die Wirklichkeit mit all ihren Facetten kennen lernen, und dazu gehörte eben auch die Wirklichkeit des Lebens einer Dirne.

Ferdinand hätte die Berichte unserer Küchenhilfe verachtet, durchdrungen vom Credo der Kunst seiner Zeit hätte er dahinter tiefe seelische Geheimnisse vermutet. Ich war mir hingegen sicher, dass das, was sie mir erzählte, ihre Wirklichkeit war, auch die ihrer Seele. Aus ihr sprachen eine dumpfe Genugtuung darüber, dass das Schicksal es gut mit ihr gemeint hatte, indem es sie in die ewige Wärme eines reichen Hauses geführt hatte, eine untertänige Verehrung meines Vaters, den sie mit dem Schicksal gleichsetzte, ein etwas dreister kecker Hochmut über den ehrbaren Stand, in den unser Kutscher sie versetzt hatte, den sie mit den Gaben unseres Herdes verwöhnte und mit dem sie an ihren seltenen freien Nachmittagen gerne an den Ort ihrer Schande zurückkehrte, um sich ihren Kolleginnen von einst als Ehefrau zu präsentieren, ein authentisches Interesse an der Qualität des Fleisches und Gemüses, das angeliefert wurde. Sie war die uneheliche Tochter einer Magd aus Niederösterreich, und schon an der Erde, ›die an den Erdäpfeln pickt‹ und die sie vor dem Schälen der Kartoffeln abwusch, konnte sie erkennen, welche Qualität der Boden der Kartoffel verliehen hat; dies vermochte sie auch bei allen anderen Produkten aus der Erde. Darauf war sie stolz. ›Klumpig‹ konnte die Erde sein, ›bröselig‹,

›feucht‹, ›trocken‹, ›rötlich‹, ›schön braun‹ oder auch ›zu schwarz‹. Das Waschen der Kartoffeln erhob sie so zum mystischen Akt der Prophezeiung, denn sie schlug aufgrund dieser Zaubergabe der Köchin, die aus einer städtischen Mietskaserne stammte, vor, was zu kochen sei. Es gab Kartoffeln für Erdäpfelsalat, für Petersilienkartoffeln und für Salzkartoffeln; andere wiederum mussten zu Erdäpfelbrei verarbeitet werden, ›die werden wie von selbst zu Brei, Sie werden seh'n‹; von anderen Kartoffelgerichten, die mein Vater liebte, hielt sie nichts, Erdäpfelnockerl, Kroketten, ›da spürst du die Kartoffel nicht mehr‹. Wenn sie über Kartoffeln sprach, konnten ihre Augen aufleuchten und vielleicht erinnerte sie sich an ihre Kindheit, an die auf dem Feld arbeitende Mutter, die einfachen bodenständigen Mahlzeiten ihrer Region.

Ferdinands Heldin hatte nichts gemein mit unserer Köchin oder unserer Küchenhilfe. Er hatte ihr den Namen Grete gegeben und außer an die Kameliendame erinnerte sie in manchem an Goethes Gretchen oder ihre Operschwester Marguerite. Sie war gleichzeitig gebildet und naiv, wissen wollend und wissend, unschuldig und erfahren. Die Liebe zu einem jungen Künstler hatte sie zur Dirne gemacht; sie verdiente den gemeinsamen Lebensunterhalt auf der Straße, kaufte ihrem Geliebten Leinwand und Farben, stand ihm Modell und nahm alle Sorgen von ihm, sodass er sich nur seiner Kunst widmen konnte. Sie stand ihm auch Modell für sein Gemälde ›Die neue Marguerite‹. Auf diesem Bild sieht man Marguerites Zimmer, auf dem Boden liegen verstreut ihre Kleidungsstücke, auf einem Beistelltischchen türmen sich Bücher, und auf dem sattgrünen Kamelienstock auf dem Fens-

terbrett zeigt sich eine einzelne weiße Blüte. Marguerite selbst liegt nach dem Liebesakt nachdenklich auf einem breiten Diwan, während sich im dunklen Hintergrund ihr Freier gerade einen Zylinder aufsetzt und den Raum verlässt. Da meinte Grete, einen Schimmer von Verachtung in dem Blick des sie malenden Künstlers zu entdecken, und dieser Blick traf sie in ihrer Seele, so verletzend, so stechend, dass sie ihn, während er auf der Weltausstellung in Paris mit dem Gemälde Erfolge feiern und seinen Ruhm begründen konnte, für immer verließ ...

Das alles erzählte Ferdinand mit großen Worten, meiner Ansicht nach zu großen Worten, aber ich wusste, das ich ›vernünftig‹ war, wie mein Vater mich lobte, ›zu vernünftig‹, wie Ferdinand mir vorwarf, ›zu nüchtern, um große Gefühle zu verstehen‹, sodass ich mein Urteil zurückhielt. »Ich verstehe nichts davon«, wiederholte ich also und nahm ihn bei der Hand und betrat mit ihm das Kaffeehaus.

»Ach, unsere schöne, kluge, junge Freundin«, begrüßte Arthur Schnitzler mich charmant. Vielleicht war es auch spöttisch gemeint, schließlich hatte ich ja von Ferdinand gelernt, jeden Hinweis auf meine Vernunft oder meinen Verstand als Tadel auf mein in seinen Augen noch unreifes Gefühlsleben zu deuten.

»Und mein lieber junger Freund.«

Wir tranken, sprachen, plauderten über mehr oder minder Belangloses, Arthur Schnitzler schien an meiner Meinung über Tagesereignisse interessiert zu sein, während Ferdinand nervös auf seinem Stuhl hin und her rutschte. Er folgte dem Gespräch nicht, sondern ließ nur unstedt die Augen durch den Raum wandern.

»Nun«, unterbrach er uns dann jäh, »nun?«

Schnitzler wandte sich ihm wohlwollend zu. »Sie möchten wissen, wie mir Ihre Erzählung gefallen hat?«

»Meine Novellette«, korrigierte Ferdinand. »Es ist eine richtige Novelle mit allen Strukturmerkmalen, aber eben nur kurz, skizzenhaft.«

»Das habe ich schon verstanden«, schmunzelte Schnitzler. »Sie müssen mich nur auch zu Wort kommen lassen. Also ...«, Ferdinand ergriff meine Hand und drückte sie fest, »da finde ich ja wirkliches Talent. Kein Wunder übrigens bei dem Herrn Vater und der Frau Mama«, Ferdinands Fingernägel bohrten sich fast in meinen Handrücken, »nur, mein Lieber, warum schreiben Sie über etwas, das Ihnen so fremd ist? Ein fremdes Milieu, die Psychologie einer Dirne, die große Liebe ... Kennen Sie die große Liebe schon? Sie haben da oft dieses wunderschöne Mädels bei sich ... Wissen Sie, Ferdinand, leben Sie zuerst, lieben Sie zuerst, machen Sie zuerst Erfahrungen ... und schreiben Sie dann über die Dinge, die Sie selbst wahrgenommen haben. Man kann als siebzehnjähriger behüteter Bursche nicht wissen, wie eine Dirne lebt, fühlt und denkt. Und dann kann man das bei allem Talent auch nicht beschreiben. Sehr gut sind im Übrigen die Passagen, die Ihren Künstler bei der Arbeit zeigen, da sind Ihre Beobachtungen genau, Ihre Beschreibungen präzise, Ihre Worte richtig gewählt. Also ... ich empfehle Ihnen durchaus weiterzuschreiben, viel zu schreiben, aber da anzusetzen, wo Sie Bescheid wissen. Ich bin sicher, Ihre schöne, kluge Freundin kann Ihnen das raten, sie kennt Sie ...«

Ich warf Schnitzler einen warnenden Blick zu, ich schien die Worte schon zu hören, die sich gerade helllich-

tig in seinem Kopf formten. »Sie liebt Sie«, wollte er fortfahren, da war ich sicher. Seinen Augen entgeht nichts, er muss es an meinem Blick gemerkt haben, vielleicht auch daran, wie ich heroisch jeglichen Schmerzenslaut über Ferdinands Nägel in meiner Hand unterdrückte. Und er muss meine Sorge bemerkt haben und auch, dass sie nicht so sehr einem Verriss galten, obwohl ich ihn befürchtete, sondern eher Ferdinands Reaktion auf diesen Verriss. Schnitzler, dessen war ich gewiss, wusste alles über mein leidenschaftliches Verfallensein an Ferdinand, getarnt hinter vernünftiger Freundschaft.

Er deutete meinen Blick richtig »Sie kennt Sie«, wiederholte er, »sie meint es gut mit Ihnen. Trauen Sie ihr ... und bringen Sie mir Ihr nächstes Werk. Jetzt bitte ich Sie, mich zu entschuldigen, ich will nach Baden hinaus.«

Nachdem Schnitzler gegangen war, raste Ferdinand aus dem Kaffeehaus hinaus. Ich konnte kaum folgen, meine zierlichen Schuhe drückten, die Absätze waren zu hoch, irgendeine Eitelkeit hatte mich getrieben, mich für Ferdinands wichtige Stunde fein zu machen. Vielleicht hoffte ich auch, ihr Anblick könnte ihn trösten, dabei wusste ich zu genau, dass meine Füße, so klein und zart sie auch waren, von ihm nie wie Frauenfüße wahrgenommen würden, sondern nur wie die Füße des Nachbarkindes, bestenfalls der vernünftigen Schwester von nebenan. Meine Haarnadeln lösten sich, doch ich kümmerte mich nicht um mein mittlerweile für eine junge Dame der Gesellschaft zu derangiertes Aussehen, versuchte, Schritt mit ihm zu halten.

»Nandl«, brüllte ich, die Anredeform aus der Kindheit benutzend, »Nandl, warte doch!«

Er rannte weiter, stadtauswärts, ich hechelte hinter-

her, von Zeit zu Zeit wiederholte ich mein flehendes Rufen. Endlich schien auch ihm die Luft auszugehen, er drehte sich um. Ich sah seine tränenüberströmten Wangen.

»Wo wolltest du hin?«, fragte ich, als ich mich ihm näherte.

»Ich habe selbst keine Ahnung«, sagte er, »ins Freie. Ich muss hinaus. In den Wienerwald vielleicht oder auch in den Prater.«

»Da gehst du aber in die falsche Richtung, du gehst ja geradewegs auf den Gürtel zu.« Ich verstand plötzlich, wohin er wollte; das aber konnte er mir wirklich nicht sagen. Er wollte dort Erfahrungen machen, solche, die ihm Schnitzlers Worten nach fehlten, und er wollte dann seine Erzählung an diesen Erfahrungen messen. Das hielt ich aber für keinen Weg ins Freie, deswegen stellte ich mich naiv und schlug vor: »Lass uns einen Fiaker nehmen und wir fahren in den Prater. Dort lass uns reden.«

»Worüber sollen wir sprechen?«, fragte er, »du hast das Urteil selbst gehört.«

»Ja, und es war ein gutes Urteil, ein aufbauendes Urteil, ein hilfreiches Urteil.«

»Es war ein Todesurteil«, sagte Ferdinand, »nur ihr Juristen könnt Todesurteile hilfreich nennen. Für den Verurteilten ist ein Todesurteil tödlich. Nur nicht für die Gesellschaft, der dadurch geholfen wird, an einem unwürdigen Mitglied weniger zu leiden.«

»Ferdinand«, sagte ich leise, »er hat schöne Worte gefunden über gewisse Passagen deiner Erzähl..., entschuldige, deiner Novellette.«

»Novellette, Erzählung, darauf kommt's eh nicht mehr an.«

»Doch, er hat gesagt, du seist begabt, du sollst weiterschreiben, wir sollten die Teile noch einmal zusammen lesen, die er gelobt hat, und von diesen Teilen ausgehen.«

»Wir sowieso nicht, und ich ... Ich kenne meinen Weg. Arthur ist inzwischen eben auch schon ein älterer Herr, was versteht er von mir, von der modernen Literatur.«

Immerhin hatte Ferdinand inzwischen einen Fiaker angehalten, in dem wir ungestört reden konnten. Ich konnte endlich wieder tief atmen und versuchen, mir einen Plan zurechtzulegen, wie ich Ferdinand helfen konnte. Ich wollte seine Aufmerksamkeit auf eine Kindergeschichte lenken, das schien mir Schnitzler gemeint zu haben. Vielleicht die Geschichte des Knaben im roten Samtanzug. Mit dem Künstlervater, dessen Palette stets zwischen sich und dem Knaben stand, wörtlich und metaphorisch, dem Sohn, dem Modell. Und mit der Mutter, die mit ihren Tönen lebte und dem Gatten nicht hinaus ins Leben folgen konnte und deren Musik auch den geliebten Sohn zum Zuhörer machte, nicht zum Mitspieler.

Die Geschichte eines Sohnes, der durch die inoffizielle Trennung seiner Eltern noch einsamer wurde und dessen lautes Trommeln auf einer Riesentrommel ungehört verschallte. Bis auf ein mitfühlendes Nachbarskind hatte er keinen Menschen, der ihn verstand. Als ich so weit in meinen Gedanken gekommen war, merkte ich, dass ich ins Träumen geriet, denn natürlich würde der Knabe im roten Samtanzug in dieser Geschichte irgendwann erkennen, dass er ohne diesen Menschen nicht durchs Leben gehen

konnte, nicht durchs Leben gehen wollte, dass er diesen Menschen liebte, mich ...

In meine Träume hinein wütete Ferdinand wieder laut und heftig: »Natürlich war es großartig, als Onkel Arthur seinerzeit den ›Leutnant Gustk‹ geschrieben hat, das war mutig, kühn, ein literarischer Skandal. Aber mein Plan ist kühner. Ich will die inneren Monologe moderner Frauen schreiben, das soll mein Beitrag zur Erforschung des Seelenlebens werden.«

»Natürlich, Ferdinand«, beschwichtigte ich ihn, »aber schau, du bist halt keine Frau, woher willst du wissen, wie eine Frau fühlt, eine gefallene Frau, eine Marktfrau, ein junges Mädchen wie ich ...«

»Entschuldige bitte, aber das weiß ich wohl eher als du selbst!«

»Du weißt besser, was ich fühle, als ich das weiß?«

»Ja, du Kind. Und übrigens, Onkel Arthur hat Frauen aller Gesellschaftsschichten in seinen Werken sprechen und auftreten lassen, sogar Dirnen, aber den ›Reigen‹ werden sie vor dir verborgen haben zu Hause. Meinst du wirklich, er hat da überall Erfahrungen gesammelt? Arthur im Freudenhaus? Oder mit einer Dirne am Donaukanal?«

»Hör zu, ich bin kein Kind. Das ist das Erste, was ich dir sagen will.« Sein höhnisches Lachen überhörte ich geflissentlich. »Wir sind nur zwei Monate auseinander. Und wenn du kein Kind mehr bist, bin ich es auch nicht.« Obwohl er mir wie ein Kind vorkam, das auf ein Ärgernis, ein weggenommenes Spielzeug oder ein harsches Wort, gekränkt reagiert, in seiner Wut schmolzt und nicht mehr nachdenkt. Aber jetzt war nicht der Augenblick, ihm auch noch seine Männlichkeit abzusprechen, deswegen wieder-

holte ich liebevoll: »Du bist längst kein Kind mehr, und ich auch nicht. Und was Schnitzler betrifft, so ist er, wie du selbst gesagt hast, ein älterer Herr. Und Arzt. Und er hat vielfältige Erfahrungen gemacht, aber bestimmt nicht alles, worüber er schreibt, selbst erlebt. Er hat es doch nicht so simpel gemeint, dass man über nichts schreiben dürfe, was man nicht erlebt hat, sondern dass man beim Schreiben mit etwas anfangen solle, das man kennt, dass man sich zunächst an Stimmungen, Atmosphäre, Orten, Erfahrungen, Gefühlen erproben solle, die man leicht beschreiben kann, weil sie einem vertraut sind, dann, mit wachsender Schreibpraxis, mit wachsender Lebenspraxis, wird man sich auch an anderes wagen.«

»Wagen – du sprichst wie eine alte Tante von einer Gefahr. Schreiben ist aber immer wagen. Wagen in sich hineinzuhorchen, wo alles aufgehoben ist an Gefühlen, die es überhaupt gibt.«

»Glücklicherweise nicht«, sagte ich, »manche Gefühle habe ich nicht in mir und bin froh darüber. Aber ein Gefühl habe ich in mir, ein simples, ich bin durstig. Wollen wir hier im Schweizer Garten einkehren, Nandl?«

»Da siehst du, dass du ein Kind bist, ich versuche dir meine Poetik zu erklären, und du sprichst vom Essen und Trinken.« Aber er hielt den Fiaker an, und im Wirtshaus waren zu viele Gäste, als dass wir unser Gespräch hätten fortsetzen können. Ferdinand bestellte sich ein Glas Heurigen, und der ihm nachmittags ungewohnte Alkohol schien ihm zunächst etwas zu beruhigen.

Zu Hause wartete bestimmt schon mein Vater auf mich, weil wir verabredet hatten, den nächsten Themenabend

zu besprechen. Themenabende waren Vaters wichtigster Beitrag zur fortschrittlichen Geistigkeit im Wien jener Jahre. Etwa alle drei Monate fand einer dieser bekannten Abende statt, die einem aktuellen Thema gewidmet waren, um das – nach dem wie immer in unserem Hause vorzüglichen Dinner – das Gespräch, genauer gesagt die geregelte Diskussion, kreiste. Zu diesen Soireen lud Papa stets einen speziellen Gast ein, einen des Themas durch wissenschaftliche Forschung, Lebensgeschichte oder Erfahrungen besonders Kundigen. Um die Einladungen zu diesen Abenden gab es inzwischen eine regelrechte Jagd – sowohl in den ersten Kreisen der Gesellschaft als auch in akademischen Zirkeln. Papa sah streng darauf, dass alle Gäste nicht nur einen Bezug zu dem gewählten Thema hatten, sondern dass sie auch gesprächsbereit waren. Frauen waren immer in der Minderzahl an diesen Abenden. Aber auf die geladenen Damen freute ich mich meist besonders, da es sich dabei immer um Frauen handelte, die ich mir zum Vorbild nehmen konnte. Auch beobachtete ich stets aufmerksam, ob mein Vater an einer von ihnen besonderes Interesse zeigte, denn viele dieser Themenabend-Frauen waren unabhängige und allein-stehende Frauen, die meinem Vater auch intellektuell Paroli bieten konnten, wie er es meiner Meinung nach verdiente.

Als ich mit Ferdinand einmal darüber sprach, lächelte er wie so oft nachsichtig über mich. »Männer, Sopherl, wollen im Bett nicht diskutieren, verzeih«, und ich wurde rot. Ich hielt aber immer noch daran fest, dass mein Vater, sollte er meiner Mutter einmal eine Nachfolgerin geben, keine übliche Wahl treffen würde, sondern jemanden aus-

suchen würde, der ihm gewachsen war, wie ich ihm allmählich gewachsen wurde, nicht an Erfahrung natürlich, auch nicht an Wissen, das würde noch dauern, aber an Interesse, Engagement und Ernsthaftigkeit. Ich galt in der Wiener Gesellschaft als seltsames Wesen, als Blaustrumpf, der unkonventionell aufgewachsen und erzogen war. Einerseits war ich ja noch nicht offiziell in die Gesellschaft eingeführt, andererseits fungierte ich aber bereits als Gastgeberin im Hause meines Vaters, der aufgrund seiner Herkunft und seines Ranges jeder Gesellschaft zur Ehre gereichte und dessen Tochter somit selbstverständlich alle Türen offen stehen würden. Mein Erscheinen in Gesellschaft war allerdings noch auf mein väterliches Haus beschränkt, aber da war ich für alles zuständig, für die Zusammenstellung der Gästelisten und das Verschicken der Einladungen, für die Planung der Speisen und der Getränke, für die Dekoration der Räume, tatkräftig unterstützt natürlich von unserem in den Augen vieler ungewöhnlichen, aber ehrgeizigen Personal. Natürlich gab es bei uns keine Bälle oder andere Festlichkeiten, sondern meist nur Herrenabende, gelegentlich auch Abendessen mit guten Freunden Papas und deren Gattinnen, die alle bereit waren, mich unter ihre Fittiche zu nehmen und für mich einen Einführungsball zu organisieren, und die Themenabende natürlich. So war ich in der merkwürdigen Situation, viele bedeutende Herren der Wiener Gesellschaft zu kennen, aber nur wenige Damen.

Als ich jünger war, kaum den Kinderkleidern entwachsen, beschäftigte Papa noch eine gestrenge Hausdame, eine ehemals angesehene Dame, die aber leider auf Abwege gekommen war. Papa sagte, sie sei nicht wirk-